

Und täglich grüßt der Müll-Notstand

Neapel kämpft seit Jahren immer wieder mit dem Müll, weil Verwertungsanlagen dafür fehlen. Nun soll im Stadtteil Pianura eine Deponie wiedereröffnet werden. Die Anwohner protestieren dagegen.

Von MARTIN ZÖLLER

Neapel Weihnachten ist lange vorbei, doch auf dem riesigen Müllhügel in der Innenstadt von Neapel sind etliche Papp-Packungen des traditionellen italienischen Weihnachtskuchens „Panettone“ zu erkennen. Halb zerdrückt liegen sie im Matsch, daneben ein Müllbeutel mit Muschelschalen. Sie riechen, dass einem die Lust am Einatmen vergeht.

Der Müll-Notstand gehört seit gut zehn Jahren zu Neapel. Seit 1997 gibt es keine Mülldeponie mehr in der Provinz Neapel, seitdem haben sich acht Sonderbeauftragte für den Müllnotstand von einer Behelfs- zur nächsten Notlösung gerettet. Zuletzt wurde der neapolitanische Müll in große Ballen von einer guten Tonne gepresst und für die Verbrennung in einer Anlage gelagert, die jedoch erst in einem Jahr fertig gestellt werden wird. Für neue Müll-Würfel ist zwischen den Millionen anderen kein Platz mehr. Für Regional- und Provinzregierung lautete deshalb die einzige Lösung, die stillgelegte Deponie von Pianura wieder zu eröffnen.



Das stinkt zum Himmel: neapolitanisches Mädchen mit Mundschutz Foto: AP

Der Vorort Pianura ist so etwas wie der brave und gefügige Darm von Neapel, denn die dortige Deponie nahm alles das auf, was die Millionenstadt am Vesuv so verdaute. Und mehr: Denn die neapolitanische Mafia, die Camorra, verdient in der Vergangenheit gut daran, italienischen Unternehmen aus dem Norden für einen Billigpreis Sondermüll abzunehmen und – dank guter Verbindungen zur Verwaltung – in der Deponie von Pianura sowie anderen, illegalen, Deponien unterzubringen: In Norditalien kostet die Entsorgung von Sondermüll 21 bis 62 Cent pro Kilo, die Camorra macht's für neun.

Nun haben die Leute in Pianura keine Lust mehr, als Notlösung für Neapel herzuhalten. Seit Tagen blockieren sie alle Zugangsstraßen zur Deponie. Schon einen Kilometer vor der Anlage versperren umgestürzte Mülltonnen, Bauzäune und unzählige gefüllte Mülltüten die Weiterfahrt für Neugierige, aber vor allem für Polizei und Mülltransporter. Auch die Camorra, die neapolitanische Mafia, mischt mit: Sie will alles, nur keine Lösung des Müllproblems. Und am dauernden Müllproblem einer Metropolregion lässt sich gut verdienen. Der oberste neapolitanische Camorra-Boss gestanden: „Für uns ist der Müll wahres Gold“.

Mit Kerzen und Campingkocher

Die Menschen im Kosovo stehen immer wieder vor neuen Herausforderungen bei der Organisation ihres Alltags



Mühseliger Alltag im Kosovo: Vor vielen Häusern in der abtrünnigen serbischen Provinz – wie hier in der Stadt Ferizaj im Südosten – rattern ständig Generatoren. Sie sind eine Notlösung gegen die ständigen Stromausfälle. Foto: Anja Sokolow

Auch im neunten Jahr der Übergangsverwaltung der Vereinten Nationen im Kosovo ist längst noch keine Normalität ins Alltagsleben vieler Menschen eingekkehrt. Es fehlt an elementaren Dingen wie Strom und Heizung, was sich besonders in der kalten Jahreszeit bemerkbar macht.

Von ANJA SOKOLOV und CHRISTIAN LÜDORF

Pristina Ein Spaziergang durch die Hauptstadt Pristina kann zu einer lauten Angelegenheit werden. Wenn nämlich wieder einmal der Strom ausfällt – und das passiert mehrfach täglich –, springen vor vielen Geschäften, Gaststätten und anderen Gebäuden die Generatoren an. Ampeln und Straßenbeleuchtung funktionieren in den Stunden des Stromausfalls nicht.

Ladenbesitzer, denen der Betrieb eines eigenen Generators zu teuer ist, warten bei Kerzenschein auf Kunden und die Rückkehr der Energie aus der Steckdose. Wann sie wieder geliefert wird, ist ungewiss. Nur eines ist sicher: Die zuständige Kosovo Energy Corporation (KEK) stellt den Strom immer zur vollen Stunde aus bzw. wieder an.

Für Redita und Ardit Ademi* ist das abendliche Nachhausekom-

men immer wie ein Lotteriespiel und die Freude groß, wenn in der Wohnanlage am Rande der Stadt die Lichter brennen. Die Doktorandin und der Arzt pendeln aus beruflichen Gründen zwischen Pristina und Berlin. Ihre neue Eigentumswohnung können sie daher, auch wegen der Stromabstellungen, nur bedingt genießen.

Wenn es Strom gibt, können sie die alltäglichen Dinge erledigen: Wäsche waschen, Geschirr spülen, Fernsehen, Kochen – immer in der Hoffnung, dass die Elektrogeräte auch nach dem Gong zur vollen Stunde weiter laufen.

„Ich schaffe es so gut wie nie, eine Waschmaschine durchlaufen zu lassen. Für eine Ladung brauche ich zwei Tage“, sagt Redita Ademi. „Das Leben ohne Strom ist anstrengend.“ Das weiß die 32-Jährige, die ihren Tee auch schon mal auf einem Campingkocher zubereiten muss, zu gut. Nicht einmal Grundbedürfnisse wie Händewaschen oder der Gang zur Toilette lassen sich bei Stromausfall ohne weiteres bewerkstelligen. Schließlich funktioniert auch die Wasserversorgung ohne Energie für die Pumpen nicht.

Ursache für die Versorgungsengpässe sei der hohe Stromverbrauch, wofür die KEK die mangelnde Versorgung der Bevölkerung mit Fernwärme durch den Lieferanten Termokos verant-

wortlich macht. Die Verbraucher griffen auf elektrische Radiatoren zurück, um ihre Wohnungen und Geschäftsräume zu wärmen. Deshalb reichten die Kapazitäten des Stromversorgers KEK nicht mehr aus, um die zwei Millionen Kosovaren stetig zu versorgen, sagt ein Unternehmenssprecher.

Sprecher des Fernwärmelieferanten Termokos indes sagen, dass die gestiegenen Rohstoffpreise und die schlechte Zahlungsmoral der Kunden Schuld an der unzureichenden Wärme-Versorgung seien. Es gebe 13 Millionen Euro Zahlungsrückstände.

Es ist ein Kreislauf ohne große Hoffnung auf Besserung in dem Land mit einer Arbeitslosigkeit von 50 Prozent. Vielen arbeitenden Menschen ist es angesichts ihrer niedrigen Löhne kaum möglich, die Rechnungen zu zahlen. So verdient eine Angestellte in der Gemeindeverwaltung rund 240 Euro. Ein Lehrer bekommt nicht viel mehr. Der Allgemeinarzt Ardit Ademi erhielt bei seinem letzten Arbeitgeber, einer staatlichen Poliklinik in der Gemeinde Shtime, 320 Euro monatlich.

Dort kümmert sich Agim Beqa, Leiter der Poliklinik, mit 50 weiteren Ärzten und weiterem Fachpersonal um die Gesundheit von 30000 Menschen – laut Weltgesundheitsorganisation ist das ausreichend. Dies genüge aber nicht, so Beqa, weil das den besonderen Bedürfnissen einer vom Krieg gebeutelten Bevölkerung in keiner Weise gerecht werde. „Die Menschen leiden häufiger an In-

fektionskrankheiten als anderswo. Dies ist eine Folge teilweise prekärer hygienischer Verhältnisse durch die kriegsbedingte Zerstörung sanitärer Infrastruktur“, erklärt der Mediziner. Auch seien posttraumatische Störungen als Folge des Krieges nicht selten. Ein weiteres Problem sei die Unterbezahlung der Ärzte. Wer die Möglichkeit hat, verdient anderswo sein Geld. Gute Kräfte wandern ständig ab.

Insgesamt sei der Gesundheitssektor unterfinanziert, gebe der Staat doch bloß 1,50 Euro pro Einwohner für medizinische Versorgung aus. Dies führe dazu,

Für die Gesundheit stellt der Staat viel zu wenig Geld zur Verfügung

die Stromausfälle und der dadurch bedingte Betrieb seiner Generatoren hohe Mehrkosten. Das seien die Hauptprobleme, die die Regierung eines unabhängigen Kosovo schnellstens lösen müsse. Zudem wünscht er sich mehr Rechtssicherheit durch ein funktionierendes Rechtssystem. „Der private Sektor entwickelt sich schnell. Aber der Staat kommt nur langsam hinterher“, beschreibt der zum Geschäftsmann 2006 gekürte Agraringenieur die Situation in seiner Heimat.

Der Alltag im Kosovo verlangt viel Kraft, Improvisationstalent und Eigeninitiative. Ein Meister darin ist der Geschäftsmann Rexhep Limani. Er betreibt einen Großhandel für Blumen und Floristenbedarf. Es ist der umsatzstärkste Betrieb dieser Art im Kosovo, mit 20 Festangestellten und ebenso vielen Saisonkräften. Das war nicht immer so: Das Ende des Kosovokrieges verbrachte

der Kosovo-Albaner im Auffanglager in Mazedonien. Unmittelbar nach dem Waffenstillstand kam er im Schutz der NATO-Verbände zurück in seine Heimat, um zu schauen, ob sein Haus noch stand. Er holte seine Familie nach und wiederbelebte den kleinen Fachhandel für Landwirtschaftsbedarf. Schnell merkte Rexhep Limani, dass sich besonders mit Topfpflanzen Geld machen ließ und baute diesen Geschäftszweig zu einem kleinen Imperium aus. Seiner Frau schenkt er schon lange nicht mehr nur Blumen.

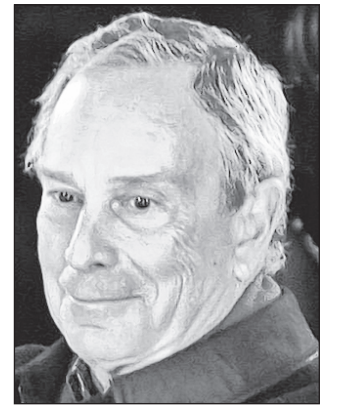
Der umtriebige Geschäftsmann will expandieren. Haupthindernis für die schnellere Umsetzung seiner Geschäftspläne seien die horrend hohen Zinsen für Bankkredite. Außerdem verursachten

Bringt sich als Kandidat ins Gespräch

Der New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg hat Spekulationen um seine Kandidatur als unabhängiger Präsidentschaftskandidat genährt. Währenddessen stellten sich die Kandidaten von Demokraten und Republikanern den Vorwahlen in New Hampshire.

New York (AP/dpa) Bei einem Treffen von Demokraten und Republikanern an der Universität Oklahoma erklärte der inzwischen parteilose Michael Bloomberg (65) am Montag, das Lagerdenken lähme den Fortschritt in den USA. „Die Menschen haben aufgehört, zusammenzuarbeiten, die Regierung ist dysfunktional, es gibt keine Zusammenwirken und keine Geistesverwandtschaften“, sagte er unter dem Applaus des Publikums. Amerika werde zurückgehalten. Bloomberg hatte im vergangenen Jahr die Republikaner verlassen, davor war er auch schon Mitglied der Demokraten. Bloomberg ist seit 2001 Bürgermeister von New York und war davor erfolgreicher Geschäftsmann. Er besitzt ein Milliardenvermögen.

Das Rennen um die US-Präsidentschaft ist gestern mit der Vorwahl in New Hampshire in die zweite Runde gegangen. Nach seinem Auftaktieg in Iowa galt Barack Obama bei den Demokraten erneut als Favorit. In Umfragen führte der 46-jährige Senator aus Illinois klar vor der New Yorker Senatorin und einstigen First Lady Hillary Clinton. Wahlexperten warnten aber, die Folgen des Ergebnisses im kleinen New Hampshire zu überschätzen. Erst am 5. Februar, dem berühmten „Super-Dienstag“, wenn unter anderen in den großen und bevölkerungsreichen Staaten wie Kalifornien, New York und New Jersey gewählt wird, falle die Entscheidung. Hillary Clinton versuchte inzwischen bereits, den emotionalen Augenblick mit tränennassen Augen während eines Interviews zu nutzen: Sie sei eben von den Medien ungerechtfertigt als cool und emotionslos dargestellt worden.



New Yorks Bürgermeister: Michael Bloomberg Foto: AP

Zwei Ostdeutsche und die Bollhagen-Pötte

Kanzlerbesuche sind selten in Potsdam und fallen schlichter aus als noch vor Jahren

Jugenderinnerungen an die Keramik von Hedwig Bollhagen: Kanzlerin Angela Merkel besuchte gestern eine Ausstellung in Potsdam. Und Ministerpräsident Matthias Platzeck.

Von ULRICH THIESSEN

Potsdam (MOZ) Da treffen sich zwei Menschen, die sich schon lange kennen. Seit den Zeiten der letzten Volkskammer haben sich die Wege von Angela Merkel und Matthias Platzeck immer wieder gekreuzt. Mal war er Landesumweltminister und sie die entsprechende Bundesministerin, dann war sie Kanzlerin und CDU-Chefin und er Bundesvorsitzender der SPD.

Unaufgeregter und locker spulten gestern beide Politiker den gemeinsamen Termin in Potsdam ab. Das Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte hatte im vergangenen Jahr zum 100. Geburtstag der Kera-

mik-Künstlerin Hedwig Bollhagen (1907-2001) eine große Schau auf die Beine gestellt. Da man wusste, dass Angela Merkel eine Affinität zu den Töpferwaren hat, wurde sie als Schirmherrin angefragt. Sie sagte zu, konnte aber zur Eröffnung nicht kommen – die G-8-Termine hatten Vorrang. Inzwischen haben 10 000 Besucher die Ausstellung besucht und Platzeck lud die Kanzlerin kurz vor Ende der Schau zu einem Rundgang ein.

Kanzler-Besuche sind in den vergangenen beiden Jahren eher selten geworden in Potsdam. Zu Zeiten von Gerhard Schröder gab es öfter entsprechende Termine. Der SPD-Kanzler hatte die blühende Havelstadt für sich entdeckt und baute sie regelmäßig in seine Touren durch Ostdeutschland ein. Der „Medienkanzler“ präsentierte sich gern vor den Sehenswürdigkeiten der Stadt und bot den mitgereisten nationalen und internationalen Journalisten auch



In der Ausstellung: Ministerpräsident Matthias Platzeck und Kanzlerin Angela Merkel vor Bollhagen-Werken Foto: ddp

stets launige Zitate und passenden Schlagzeilen. Die zelebrierten Auftritte mit seinem Parteifreund Matthias Platzeck

verschafften dem Niedersachsen das Image des Verstehers der Ostdeutschen und dem Potsdamer die höheren Weihen, die

ihm später für den Parteivorsitz auf Bundesebene prädestinieren sollten.

Verglichen damit war der Besuch von Angela Merkel nüchtern und bescheiden. Die Kamerateams klickten von Ferne, als sich die beiden mit dem Direktor des Hauses, Gerd Streidt, durch das Spalier der Vitrinen schoben. Das sei wie ein Gang durch die eigene Lebensgeschichte, vorbei an ehemaligen Geschenken von Kindergeburtstagen oder Weihnachtseinkäufen, sagte Angela Merkel im Anschluss. „An den Bollhagen-Pötte ist im Osten ja niemand vorbeigekommen“, schwelgte auch Platzeck etwas salopp in alten Zeiten. Er fügte auch schnell noch hinzu, dass dies wirklich zeitlose Kunst sei. Und man damals geschmacklich nie daneben gelegen habe, wenn man H-B-Keramik dem westdeutschen Besuch schenkte. Auch der Besuch aus dem Kanzleramt wurde gestern entsprechend bedacht – mit ei-

ner schwarzen Schale auf hohem Fuß, die in den 1970er Jahren entstanden ist.

Schirmherrin Angela Merkel zeigte sich zufrieden, dass die Bollhagen-Werke künftig in einer Dauerausstellung in einem Potsdamer Barockhaus zu sehen sein werden. So werde auch an die mutige, fortschrittliche Unternehmerin erinnert.

Nach einem Eintrag ins Gästebuch war der offizielle Teil nach einer halben Stunde auch schon vorbei. Anschließend ging es zu einem privaten Abendessen unter vier Augen. Es ist nicht das erste derartige Essen, hieß es in der Staatskanzlei. Aber im Gegensatz zu vergleichbaren Anlässen aus der Schröder-Ära blieben sie weitgehend unbemerkt. Vielleicht auch deshalb weil es nach Platzecks gesundheitsbedingten Ausscheiden von der Bundesebene 2006 keine Spekulationen mehr um einen möglichen Wechsel nach Berlin gibt.